

Über Soheit und Sosein, über Bewusstheit und Bewusstsein sowie über intelligent und intellektuell

HORST TIWALD

www.horst-tiwald.de

04. 10. 2007

(überarbeitet: 27. 04. 2011)¹

I.

Den Unterschied zwischen „Denken“ und „Erkennen“ einerseits und „Verstehen“ andererseits sehe ich ähnlich wie den Unterschied zwischen den „Teilen“ und dem „Ganzen“.

Das „Muster der Teile“ kann man „erkennen“, das „Ganze“ jedoch im Anschauen „verstehen“.

Über dieses ganzheitliche „Verstehen“ schiebt sich dann differenzierend die Folie des erkannten oder erdachten „Musters der Teile des Ganzen“, sowie das „Muster der Außenbeziehungen des Ganzen zu anderen Gegebenheiten hin“.

Wenn man im Denken die „Begriffe“ als „Teile“ bloß schlüssig zu einem „sinnvollen“ System zusammensetzt, dann ist dieses schlüssige System als ein zusammengesetztes „Ganzes“ nämlich noch keineswegs „verstanden“.

Man kann einem Satz (seine Einzelteile „verstehend“) gedanklich „sinnvoll folgen“, ohne ihn als „Ganzes“ auch bereits einleuchtend „verstanden“ zu haben.

Um einen in seinen Teilen „deutlichen“ Satz, der insgesamt als „Sinn“ auf einen „ganzen Gegenstand“ des Denkens verweist, „tatsächlich“ zu „verstehen“, bedarf es des mehr oder weniger „klaren“ Hintergrundes eines „ganzheitlichen Verstehens“ dessen, was als „Objekt“ „tatsächlich“ gemeint ist.

¹ Vgl. auch meinen Text: „*Bausteine meiner Bewegungstheorie*“ zum kostenlosen Downloaden aus dem Internet www.horst-tiwald.de unter den „Downloads“ im Ordner „*Theorie des Mudo*“.

So gesehen haben Wörter jeweils eine „Bedeutung“ und „Sätze“ bauen mit Hilfe dieser bedeutungsvollen Wörter eine „Sinn“ auf, der zum Verstehen des Satzes als einem „Ganzen“ hinführt.

Die in einem Satz „gebrauchten“ Wörter haben aber nicht alle (wie „Eigennamen“) eine unmittelbare „Bedeutung“.

Es werden nämlich auch Wörter gebraucht, die in ihrer zugeordneten „Bedeutung“ noch nicht klar verstanden sind (oft selbst auch gar keine klare Bedeutung haben), sondern bloß über weitere Sätze mit deren Sinn verdeutlicht bzw. „sinnvoll“ definiert werden.

II.

Die Funktion von Wörtern besteht eigentlich darin, als „Eigennamen“ für Tatsachen zu fungieren. Sie werden wie Personennamen willkürlich (aber nicht beliebig) vergeben. Der „sinnvolle“ Gebrauch von Wörtern folgt in Sätzen gewissen Affinitäten, welche ein semantisches Feld aufbauen.

Dieses semantische Feld des „Gebrauches“ von Sprache darf aber nicht mit dem „Umfang von definierten Begriffen“ verwechselt werden.

Diese Verwechslung wird oft nahegelegt, weil man nicht zwischen einem „Begriff“ und dem „Namen für diesen Begriff“ unterscheidet.

Der umgangssprachliche Gebrauch (bzw. auch der wissenschaftliche Gebrauch zum Beispiel des Wortes „Sinn“ in unterschiedlichen Begriffsfeldern) kann auf ganz unterschiedliche Tatsachen verweisen, die rein begrifflich gar nichts miteinander zu tun haben.

So wird mit dem Wort „Sinn“ bei dem Gebrauch im Satz: *„Der Satz hat einen Sinn, das Wort dagegen eine Bedeutung“* ein ganz anderes Begriffsfeld angesprochen als bei dem Satz: *„Der Teil bekommt vom Ganzen her seinen Sinn.“* oder *„Der Sinn der Hand ist es, etwas zu greifen.“*

„Wörter“ fungieren also auch als „Eigennamen für Begriffe“, wobei die selben Wörter auch für unterschiedliche Begriffe, aber auch für unterschiedliche Gegenstände und Tatsachen vergeben werden.

Die Frage, was „Sinn“ eigentlich ist, ist daher eine unvernünftige Frage.

Denn „Sinn“ ist ein Wort, welches je nach Gebrauch auf etwas Bestimmtes „hindeutet“, aber als Zeichen selbst keine eigene Bedeutung hat.

Man kann also jeweils nur danach fragen, was mit dem Wort jeweils bezeichnet wird.

Der „vielfältige Gebrauch der Wörter“ ist also von der jeweils eindeutigen „Zuweisung des Namens zu einer Tatsache“ zu unterscheiden.

Bleiben wir nun beim Wörterpaar „*Sinn – Bedeutung*“ als Bezeichnung für das Verhältnis von Wort und Satz.

Wenn ich nach dem „Sinn“ eines Satzes frage, dann ist zu unterscheiden:

- ob jener Sinn gemeint ist, der den Satz selbst sinnvoll zu einem verstehbaren Ganzen rundet, so dass der Satz als Ganzes in seiner Bedeutung verstanden wird,
- oder ob der Satz selbst innerhalb eines Aufsatzes als Teil dazu beiträgt, den Sinn des Aufsatzes als Ganzes in seiner Bedeutung einleuchten zu lassen.

Der „Sinn des Aufsatzes als Ganzes“ verschiebt dann im „Verstehen des Ganzen“ auch die „Bedeutung der im Aufsatz gebrauchten Sätze und Wörter“.

Die gebrauchten Wörter bekommen daher auch vom Ganzen des Aufsatzes her eine spezifische, oft auch neue, zumindest erweiterte Bedeutung.

Hier ist dann der jeweilige Sinn der im Aufsatz gebrauchten Sätze gar nicht mehr nur durch den Gebrauch seiner Wörter bestimmt, sondern auch das (durch den Aufsatz sinnvoll erzeugte) Ganze stellt die Uhren der Bedeutungen seiner Teile nach und oft auch um.

So gesehen kann aber ein bestimmter Satz in unterschiedlichen Aufsätzen ganz unterschiedlichen Sinn haben, da hier die Sinnzuschreibung des Satzes (des Teiles, des Gliedes) vom jeweilig umfassenden Ganzen her erfolgt.

Hier ist dann das, was hier mit dem Wort „Sinn“ benannt wird, gar nicht mehr eindeutig vom Satz her gegeben, sondern jeweils vom umfassenden Ganzen her, dem dieser Satz dient, mitbestimmt.

Der Satz selbst hat daher gar keinen „fertigen“ Sinn, sondern er ist offen und unvollständig, d.h. er ist „ergänzungsbedürftig“.

Der Satz ist bloß ein bestimmtes Feld, in dem erst der Sinn entsprechend dem jeweiligen umfassenden Ganzen (Kontext) im „Gebrauch“ fertiggestellt wird, in dem ganz verschiedene konkrete Bedeutungen „zugelassen“ sind.

Der „Satz“ (und auch der „Begriff“) ist daher bloß eine „Funktion“ im Sinne von GOTTLÖB FREGE².

Gleiches gilt nämlich auch für das Wort, das je nach Umfeld erst im Gebrauch seine „fertige“ Bedeutung erhält.

III.

Ein Wort kann der Eigenname für einen Gegenstand, für einen Sachverhalt oder eine Tatsache sein, dessen Bedeutung bei der Namensgebung „da ist“ und intuitiv einleuchtet.

Die Bedeutung bezieht sich hier auf das intuitiv einleuchtende Ganze des da-seienden Gemeinten.

Im Erkennen und im erfahrungsgemäßen Begreifen wird erst dieses „verständene Ganze der Bedeutung“ differenziert.

Die Bedeutung des Wortes wird auseinandergelegt und erfahrungsgemäß mit Sätzen beschrieben.

Der jeweilige Sinn dieser Sätze hilft mit, einen „Begriff“ aufzubauen.

Über das Begreifen der Bedeutung des Wortes mit Hilfe von Sätzen kommt es zur Bildung des Begriffes.

Der Begriff ist dann mit sinnvollen Sätzen definiert, wenn es gelingt, wahre Sätze zu finden und so logisch zu kombinieren, dass sie dann auf ihn und nur auf ihn zutreffen, d.h. nur auf die Bedeutung des Begriffes zutreffen.

Ein Begriff ist aber immer etwas Unfertiges, wie eben auch die Definition. Er lässt in seinem Spielraum mehrere ähnliche Verwirklichungen mit gleicher Bedeutung zu, es sei denn, dies wird willkürlich explizit ausgeschlossen, wie z.B. in manchen Weltbildern beim konstruierten Begriff namens „Gott“.

² Vgl. GOTTLÖB FREGE (Hrsg. MARK TEXTOR): „Funktion – Begriff – Bedeutung“ (Sammlung von Texten), Göttingen 2007, ISBN 978-3-525-30603-1.

Im Vorgang des Entstehens eines Begriffes, der von einem „da-seienden“ Gegenstand seinen Ausgang nimmt, ist also vorerst die intuitiv verstandene Bedeutung jenes einleuchtende Ganze, das im Gewahren zunehmend mit sinnvollen Sätzen erläutert wird.

Das konkrete Individuelle, was dem Gewahren vorerst begegnet und von ihm verstanden wird, ist für den Gewahrenden immer allgemeiner als das später im Laufe des Erkennens genauer Begriffe.

So gesehen hat dann das zu erläuternde Wort in diesem spezifischen Gebrauch vorerst eine allgemeinere eindeutige Bedeutung.

Die diese eindeutige Bedeutung auseinanderlegenden und beschreibenden Sätze haben dagegen jeweils einen spezifischen Sinn, der weniger allgemein ist.

Hier erhellen also die Sätze als Teile eines werdenden Aufsatzes, wenn sie zutreffen und daher „wahr“ sind, die Bedeutung des Wortes, das mit diesem Aufsatz beschrieben wird.

Die sinnvollen Sätze bedienen sich wiederum erfahrungsgemäß der Bedeutungen ihrer Wörter als Mittel.

So gesehen sind dann die Wörter die Teile des Satzes, der hier als Ganzes nicht nur von den unfertigen Bedeutungen der Wörter gestützt wird, sondern selbst auch die Bedeutungen der gebrauchten Wörter spezifisch (vom Sinn des Satzes als einem Ganzem her) ergänzt.

Ähnliches berichtet WILHELM FURTWÄNGLER aus der Musik.

Er schrieb:

"Beim näheren Zusehen können wir innerhalb dieses Prozesses, des Ordnens, nun zweierlei Richtungen unterscheiden:

- *Einmal, indem jede kleine Einheit mit den nächstliegenden neue größere bildet, und so fort. Es ist das allmähliche Erwachsen des einen aus dem anderen, die Folgerichtigkeit der Teile, vom einzelnen ausgehend ins Ganze strebend.*
- *Ein andermal umgekehrt, indem eine über allen einzelnen Teilen stehende Einheit, die Einheit des Ganzen als fest Gegebene, von ihrer Seite her wieder in die Teile wirkt. Sie stammt nicht von den Einzelheiten ab, vielmehr bestimmt sie die Teile bis ins kleinste mit.*

Das Wesentliche ist nun, dass in jedem wirklichen vollkräftigen Kunstwerk beide Richtungen sich derart ergänzen und durchdringen, dass eine jede nur durch die andere wirksam wird.“³

Die Bedeutungen der Wörter werden daher in ihrem vielfältigen Gebrauch in sinnvollen und auch wahren Sätzen immer reichhaltiger, d.h. sie werden zwar weniger allgemein dafür aber biegsamer.

„Weil diese am engsten mit dem Material selbst verbundenen Ausdruckseinheiten dem Ganzen gegenüber stets nur Teile sind, können sie in praxi nur in Beziehung zu einem Ganzen verwendet werden, und so sehr ihre Auswahl und Bildung durch den Inhalt des Ganzen bestimmt wird, so sehr bestimmen sie ihrerseits wieder den Charakter dieses Ganzen.

Da nun, wie wir sahen, diesem Material (wie wir es kurz nennen wollen):

- *eine selbsttätige, nur in ihm, ohne Beziehung auf ein Ganzes beruhende Entwicklung eigen ist,*
- *aber andererseits zwischen ihm und dem Ganzen eine engste Wechselwirkung besteht,*

müssen die das Ganze bildenden Kräfte mit dem Stand des Materials innerhalb seiner Entwicklung übereinstimmen, um sich gegenseitig ausdrücken zu können.“⁴

IV.

Der Sinn des Satzes verfolgt den Zweck, selbst als ein Ganzes, bzw. als Teil (Glied) eines umfassenden Ganzen verstanden zu werden.

Der auseinandergelegte Sinn eines Satzes strebt also danach, als Ganzes einzuleuchten, d.h. so etwas wie ein verstehendes AHA-Erlebnis zu erzeugen.

Der Satz erlangt, wenn er auch einleuchtet, daher auf einem Schlag plötzlich eine Bedeutung, die mit einem Wort als Eigennamen benannt werden kann, bzw. schon benannt ist und nun über eine Sinnzuschreibung plötzlich einleuchtet.

³ WILHELM FURTWÄNGLER: „Zeitgemäße Betrachtungen eines Musikers (1915)“ in: „Vermächtnis – Nachgelassene Schriften“, Wiesbaden 1975, S. 58 f.

⁴ WILHELM FURTWÄNGLER: „Zeitgemäße Betrachtungen eines Musikers (1915)“ in: „Vermächtnis – Nachgelassene Schriften“, Wiesbaden 1975, S. 69.

Man kann oft den Sinn eines Satzes lückenlos logisch verfolgen und dann als Sinn etwas verstehen und reproduzieren, bzw. sich merken. Ob er einem aber auch als Bedeutung ganz einleuchtet, das ist eine andere Frage.

Mir kann aber auch etwas als „da-seiendes“ Ganzes (als konkreter Spielraum) klar einleuchten, etwa mit der Befindlichkeit, dass das Herz voll sei und der Mund überlaufen müsse, aber es gelingt trotzdem nicht, der Erfahrung gemäß die konkret geschaute Bedeutung sinnvoll auseinander zu legen und brauchbar beschreiben.

Was einem aber als Ganzes unmittelbar einleuchtet, das ist kein verwirklichtes und fertiges Sosein, sondern ein Ganzes als konkret wirkender Spielraum, der Unterschiedliches „zulässt“.

Das Einleuchtende ist daher keine Verwirklichung, sondern eine real wirkende und wirkliche „Funktion“, die daher unvollständig und ergänzungsbedürftig ist.

Das Ganze ist also kein Fertiges, sondern eine ergänzungsbedürftige Funktion, sie ist Bewegung, welches vom Umfeld sozusagen erst ergänzt wird und wodurch in die Funktion eine Werteingabe (als Argument) erfolgt, welche dann der Funktion gemäß eine zugelassene Verwirklichung realisiert.

Diese auf einem Schlag plötzlich geschaute reale Ganzheit, welche als wirklich wirkende Funktion das konkrete „Wesen“ der in ihrem Spielraum zugelassenen Verwirklichungen ausmacht, nenne ich „Soheit“.

Eine Soheit ist nichts ideales Jenseitiges, sondern etwas in den Dingen wirklich Wirkendes. Sie ist als „Wesen“ kein fertiges Urbild, das den Stoff prägt, so dass die Verwirklichung bloß Schein oder bloß annäherndes Abbild wäre, sondern es verhält sich genau umgekehrt.

Das konkrete Wesen ist als konkrete Funktion etwas Unvollständiges und ergänzungsbedürftiges, dem gegenüber die Verwirklichungen in ihrem Spielraum das jeweils Vollständigere sind, die aber erneut vom wiederum aktuell Umfassenden her sich wandeln, also immer wieder ergänzt werden.

Als Bewegen ist das „Wesen“ immer nur eine ergänzungsbedürftige, d.h. zur Verwirklichung oder zum Wandel verurteilte „Funktion“.

In diesem Zusammenhang sagt WILHELM FURTWÄNGLER hinsichtlich seines Bewegens beim Dirigieren:

„Gerade die Präzision ist vielmehr die natürliche Folge meines ‚undeutlichen‘ Dirigierens.“⁵

V.

Das jeweilige „Ganze“ ist also „mehr“ (nicht im quantitativen, sondern im qualitativen Sinne!) als das Zusammengesetzte seiner „schlüssig-wechselwirkenden Teile“.

Um dieses Ganze als eigene und „spezifische Qualität“ zu „erkennen“, bedarf es eines „erkennenden Schauens“ (das sich wie ein AHA-Erlebnis einstellt), was dann dem „deutlichen Satz des Denkens“ auch sein „klares Verstehen“ gibt.

Das Ganze wird dann in einem Blick als eine undifferenzierte aber „spezifische Qualität“ geschaut, die aber keineswegs selbst auch „fertig“ ist.

Das denkende Gewahren des gedanklich auseinandergelegten „Musters der Teile dieses Ganzen“ bildet dann im „Bewusstsein“ den „Gehalt“ dieser spezifischen Qualität ab.

Das „erkennende Schauen“ der jeweiligen „spezifischen Qualität“ spitzt gleichsam das Bewusstsein zu.

Dieser Zustand wird auch als *„eingipfeliges Bewusstsein“* bezeichnet.

Ich bezeichne dieses „Schauen der spezifischen Qualität“ als „Bewusstheit der Soheit“ und bringe dieses „Schauen der Soheit“ mit dem Gewahren der sog. „Buddha-Natur“ in Zusammenhang, welche auch als *„Tathata“* benannt wird.

⁵ WILHELM FURTWÄNGLER: *„Vom Handwerkzeug des Dirigenten (1937)“* in: *„Vermächtnis – Nachgelassene Schriften“*, Wiesbaden 1975, S. 105.

VI.

Diese „ganze“ Soheit der „Bewusstheit“ ist keine Alternative zum „differenzierten Bewusstsein“.

Im Gegenteil:

- das „differenziert erkannte Ganze“ wird nur „verstanden“, wenn über den „konkreten Hintergrund“ (über das unmittelbare „Erkennen“ als „Bewusstheit“) im Erleben die „Folie eines denkenden Bewusstseins“ gezogen wird; der „konkrete Hintergrund“ wird dann hinter der „vordergründige Folie“ erst tatsächlich „realisiert“⁶;
- der „Gegenstand“ des „denkenden und erkennenden Bewusstseins“ wird wiederum nur „verstanden“, wenn sich das „Verstehen des differenzierten Soseins“ in einem Sprung in ein „zugespitztes Bewusstsein“ erhebt, d.h. sich in einem „Sprung“ in das Ganze des konkreten Hintergrundes (d.h. in das „Dasein“ des „Objektes“ des Erkennens) „schauend vertieft“; hier wird das Differenzierte durch das Ganze als „konkretem Hintergrund“ erst wirklich „realisiert“.

Wichtig ist dabei zu beachten und zu bemerken, dass die im „Schauen“ gewahrte „spezifische Qualität“ (die „Soheit“) als ein „Ganzes“ vorerst selbst und alleine keinen „Namen“ hat.

Die „spezifischen Qualitäten“ sind im Gewahren jeweils ganz einsam und „namenlos“ da.

In dieser noch undifferenzierten Wesensschau ist daher nicht die Existenz, sondern eher das sinnlich vermittelte Sosein „eingeklammert“.

Diese „spezifische Qualität ohne sinnlich vermitteltes Sosein“ ist aber bereits spezifisch „Seiendes“ und darf daher nicht mit dem alles verbindenden „Sein des Seienden“ verwechselt werden, ohne welches es allerdings gar nicht geschaut werden kann!

Die Existenz „einzuklammern“, um die Essenz zu schauen, wie es sich EDMUND HUSSERL in seiner „*Phänomenologie*“ ausgedacht hat, entbehrt nämlich der Bestätigung durch eine tatsächliche innere Erfahrung.

⁶ Zur Bedeutung des Wortes „realisieren“ (im Zusammenhang mit dem Erkennen) vgl. auch: FRANCOIS JULIEN: „*Der Weise hängt an keiner Idee – Das Andere der Philosophie*“, München 2001, Seite 67f, ISBN 3-7705-3561-8. FRANCOIS JULIEN nennt die „Soheit“ den „Immanenz-Fond“, also die „Quelle“ der Erkenntnis im „Tatsächlichen“; a.a.O. Seite 71f.

Die „Soheit“ ist als „spezifisches Dasein“ zwar namenlos, sie kann aber namenlos wiedererkannt werden. Da sie noch undifferenziert ist, bleibt es aber beim Gewahren des „Daseins“, welches als Kontinuum alles verbindet. Ohne das erfahrungsgemäße denkende Differenzieren bleiben eben in der Nacht alle Kühe schwarz.

VII.

Im Bezug zum traditionellen chinesischen Denken ist für mich das „Gewahren der Soheit“ das „Gewahren des Taiji“.

Das „Taiji ist dabei das den jeweiligen „Gegensatz von Yin und Yang“ ganz konkret umfassende „Ganze“.

Das „Taiji“ ist das „namenlos Einsame“, welches als „Soheit“ das durch den Gegensatz von Yin und Yang erscheinende und unterschiedene „Sosein“ umfasst.

In meiner Terminologie benenne ich:

- das zugespitzte „eingipfelige Bewusstsein“, welches ein „Taiji“ gewahrt, die „Bewusstheit“;
- während ich das Gewahren der Gegensätze von Yin und Yang (als dem „so-seienden Gehalt des Taiji“) als „Bewusstsein“ benenne.

Bewusstheit und Bewusstsein schließen sich aber gegenseitig nicht aus:

- sowohl das „Bewusstsein“ kann sich als der differenziert so-seiende Vordergrund auf den Hintergrund der „Soheit“, bzw. auf die „hintergründiger Bewusstheit“ hin, „sich zuspitzend“ vertiefen;
- wie auch die „unmittelbare Soheit des Hintergrundes“ (als „Bewusstheit“) sich durch ein „Gewahren des differenzierten Soseins des Gehaltes“ „differenziert mittelbar“ machen kann.

VIII.

Auch AUGUSTINUS hat dieses Problem bewegt, welches sich offenbart, wenn man im Denken etwas zu erinnern sucht, dessen man sich nicht mehr bewusst ist.

Woher weiß man dann eigentlich, dass das „Ein-Gefallene“ tatsächlich das Gesuchte ist?

Dieses Gesuchte „fällt“ von selbst ein, was man als ein „umgekehrtes AHA-Erlebnis“ erlebt. Man gewahrt dabei einen „Sprung vom namenlosen Objekt“ zum „Namen“ des „ent-sprechenden Gegenstandes“ des Denkens.

Nur die „Gegenstände“ des Denkens (welche man von den „Objekten des Erkennens“ unterscheiden sollte) haben „Namen“, die sich wiederum durch Beziehungen zu anderen „Namen von Gegenständen“ zwar „be-stimmen“, aber nur im „schauenden Durchblick“ zum tatsächlich Gemeinten (zum „Objekt“ des Erkennens) tatsächlich „verstanden“ werden können:

- wobei aber gerade die Existenz nicht eingeklammert werden darf!

IX.

Wenn man nun gewahrt, dass „Soheiten“ zwar spezifische Qualitäten, aber selbst „namenlos“ sind, dann wird deutlich, warum:

- sowohl die „Bewusstheit“ der „Ganzheit einer erinnerbaren spezifischen Qualität“ als „Taiji“ bezeichnet wird;
- als auch das „Gewahren des jeweils persönlich erreichbaren umfassendsten Ganzen“, welches im Gewahren selbst ebenfalls „namenlos“ ist, aber nicht mehr eine „spezifischen Qualität“ hat (mit der man sie von anderen spezifischen Qualitäten neben ihm unterscheiden könnte; für das Umfassendste gibt es nämlich kein „neben“ mehr!) und deshalb nur in ihrer „quantitativen Fülle unermesslicher Kraft“ erlebt wird, die „leer“ sowohl von jeder „spezifischen Qualität“, als auch „leer“ von jeder „differenzierten Form“ ist.
- Dieses bloß für die jeweilige Erfahrung umfassendstes Ganzes sollte aber nicht mit dem alles verbindenden und erfüllenden „Sein des Seienden“ verwechselt oder mit ihm gleichgesetzt werden.
- Dieses „Sein des Seienden“ hat nämlich an sich keine Qualität und erfüllt bloß alle Qualitäten mit Dasein, und damit auch die umfassendste.

Unser „denkendes Bewusstsein“ bemüht sich, alle diese im „Bewusstsein“ sich unterschiedlich darstellenden „Gewahr-Heiten“ mit „Namen“ zu belegen und dann (zwecks „Orientierung im eigenen Erleben“) auch zu schlüssigen Modellen zu „verknüpfen“.

X.

Diese erdachten Modelle treffen aber auf die gemeinten Objekte nicht absolut zu. Dies wäre an sich auch nicht tragisch, würde sich das Denken nicht „von Amts wegen“ einem „Vollkommenheits-Wahn“ verpflichtet fühlen.

Von diesem selbstverpflichteten Ideal leitet das Denken dann das Unvollkommen-Sein des Gedachten ab und kommt dann resignierend zu dem irrtümlichen Ergebnis, dass man überhaupt nichts wirklich „erkennen“ könne.

Hier sollte man sich fragen, was „Gewissheiten“ und „ultimative Wahrheiten“ eigentlich sein sollten.

So etwas könnte doch bestenfalls das „Erkennen von Zielen“ sein, von denen her dann das Unvollkommen-Sein abgeleitet wird.

Nur wenn man sich nämlich in das Ziel „einlässt“, kann man überhaupt erkennen, dass das „eigene Gedachte“ nicht ganz dem entspricht, „was man erkennt“.

Aber auch die Soheit als das Wesen einer Verwirklichung, entspricht nicht der Verwirklichung.

Als Funktion ist sie ein Allgemeines mit Spielraum und so gesehen noch „unfertig“.

Hier ist also nicht die Verwirklichung ärmer als ein Urbild, sondern das Urbild ist als „Funktion“ unfertiger als die Verwirklichung.

Eine ganz andere Frage ist aber, ob die begriffliche Verallgemeinerung der jeweils erkannten Verwirklichung dieser schon entspricht.

Wenn man auf Ziele schießt, dann „erkennt“ man eben, dass man immer wieder daneben schießt. Mal mehr, mal weniger!

Mit den Versuchen des Schießens wird aber auch das Wahrnehmen des Zieles immer genauer, so dass Schüsse, die man vorher im Ziel sah, nun doch wieder etwas daneben liegen.

Dass ein Schuss aber mehr oder weniger daneben liegt, dies kann man eben nur „fest-stellen“, wenn man das Ziel einigermaßen „erkennt“, von dem die Treffer abweichen.

Das Ziel ist hier aber nicht das Wesen, die Soheit, sondern die jeweilige Verwirklichung, die unserem sinnlichen Gewahren jeweils vorgelegt ist.

So ist also:

- einerseits die Soheit als das Wesen unfertig und ergänzungsbedürftig,
- andererseits sind aber auch die werdenden Begriffe, die wiederum an den Eigenschaften der Verwirklichungen Maß nehmen, ergänzungsbedürftig.

Wer aber deswegen zu der Meinung kommen sollte, dass man nichts erkennt, der würde gewaltig irren.

Über diesen Zweifler könnte bloß ein Anderer sagen, dass jener nicht erkennt, dass er irrt.

Jener selbst könnte diese Beschuldigung aber von seiner Position her gar nicht bestreiten, denn er hat ja selbst behauptet, dass man nichts erkennt, was ja seinen eigenen Irrtum mit einschließen und damit nicht ausschließen würde.

Das „Denken“ ist wie das „Schießen“ auf Tatsachen. Es versucht immer wieder ins Schwarze der verwirklichten Tatsachen zu treffen.

Das eigene „Erkennen“ aber sagt einem wiederum, ob und in welcher Art man das „Erkannte“ (das Ziel) mit seinem „Denken“ (dem Schießen) getroffen hat.

Das Denken ist aber nicht nur ein Schießen auf ein Ziel. Es ist auch ein fragend-suchendes Herumstochern im noch Un-Erkannten.

XI.

Das Wesen des tatsächlichen Zieles lässt sich nicht erdenken. Es bedarf vielmehr des „Sprunges“ zum Erkennen eines Ganzen, das sich, wie schon angemerkt, in einem AHA-Erlebnis einstellt.

Dabei wird dann etwas als ein „Erkanntes“ zum Ziel für die weiteren Schüsse (bzw. für die weiteren „Schlüsse“ des Denkens).

Dieser Sprung zum einleuchtenden Erkennen ist wie ein blickwendendes „Loslassen-von“, bzw. ein „Zulassen des Objektes“, welches dann aber als Ganzes, d.h. als sein ergänzungsbedürftiges allgemeines Wesen erscheint.

Erst im „Zulassen des Objektes“ erfolgt ein „Einlassen in das Objekt“, das aber wieder „vom Objekt loslässt“ und dadurch erst das „Subjekt“ und sein „Erkanntes“ zur Welt bringt.

Dadurch wird es erst möglich, dass sich das Subjekt „in“ der Welt dem „Gedachten“ (ebenfalls „in“ der Welt) denkend/erkennend „gegenüber stellt“.

Das „Subjekt“ steht aber nie dem „Objekt“ gegenüber:

- im „Erkennen“ ist das Subjekt „ungeschieden“ vom erkannten „Objekt“;
- im „Denken“ steht wiederum das Subjekt nicht dem „Objekt“, sondern nur dem „Gedachten“ als „Gegenstand“ gegenüber.

XII.

Die „Gegenstände“ des Denkens dürfen daher nicht mit den „Objekten“ des Erkennens verwechselt werden.

Über die Objekte des Erkennens kann sich, wie schon dargestellt, die „gegenständliche Folie des Gedachten“ darüber legen. In diesem Falle schießt das Denken auf die Zielscheibe.

Man kann aber mit seinem Denken auch ziellos in der Luft herumballern, und wie beim Tontaubenschießen nur versuchen, immer wieder die „denkend“ selbst in die Luft geschossenen „Gegenstände“ zu treffen.

Das „definitive“ und „schlüssige“ Treffen dieser „Gegenstände“ baut dann „Luftschlösser“, die aber erst „wahr“ werden, wenn sie sich im „Erkennen“ als „gegenständliche Folie“ über die Objekte des Erkennens legen.

Passen dann jene „Luftschlösser“ einigermaßen, dann hat sich das Herumballern und das „zielgenaue Luftschlösser-Bauen“ aber sehr gelohnt.

Also: nicht das Erkennen muss sich am Denken „bewähren“, sondern umgekehrt: das „Gedachte“ muss sich im „Erkennen“ erst „bewähren“.

Dabei wird immer wieder das „ungenau Gedachte der Vergangenheit“ ausgeschieden, niemals aber ein Erkanntes!

„Wahrheit“ ist aus dieser Sicht dann jenes „Gedachte“, das sich im „Erkennen“ „bewährt“, d.h. sich dort „bewahrheitet“.

Was nicht gedacht ist, kann wiederum nie „Wahrheit“ genannt werden.

„Wahrheit“ bleibt immer im „Gegensatz“ zum „Irrtum“.

Das „Erkennen“ kann nicht irren, daher irrt es nie. Es irrt bloß das Denken!

Dies tut das Denken zum Beispiel in der Behauptung, dass man nichts erkennen könne.

Man könnte in diesem Sinne aber nur behaupten, dass man sich eine „Erkenntnis“ nicht „erdenken“ kann.

Die Erkenntnis muss man nämlich immer im Einlassen mit dem Objekt (im Annehmen der inneren und der äußeren Praxis) unmittelbar „schauen“.

„Wahrheit“ ist dann aus dieser Sicht ein „Gedachtes“, das man zum Objekt hin als „zu-treffend“ durchschauen kann.

Das „glotzende Schauen auf ein Objekt“ alleine bringt wiederum noch keine Wahrheit!

Es geht also auch hier wieder um die „Balance“ zwischen:

- dem „denkenden Herumballern und zielgenauen Luftschlösser-Bauen“ auf der einen Seite;
- und dem „glotzend-schauenden Einlassen in die Objekte“ auf der anderen Seite.

Man benötigt zu dieser Balance daher, trotz der das Denken leitenden „Liebe zum Ideal“, den „Mut zum Unvollkommenen“, der es erst möglich macht, sich sowohl zwischen die Stühle der „denkend Luftschlösser bauenden großen Systematiker“ und der „stammelnden Mystiker“, als auch der „eifrig interpretierenden und fleißig sammelnden Philosophie-Historiker“ zu setzen.

XIII.

Das „Denken“ habe ich vom „Erkennen“ unterschieden.

Das „Verstehen“ habe ich wiederum als das beschrieben, was zwischen Denken und Erkennen „vermittelt“:

- einerseits kann das „gegenständlich Gedachte“ nur „verstanden“ werden, wenn auch das „gemeinte Objekt“ (als das „Erkannte“) im Hintergrund als ein konkretes „Ganzes“ klar „vernommen“ wird;
- andererseits wird das unmittelbar „als ein Ganzes erkannte Objekt“ wiederum nur „verständlich“, wenn sich über dieses unmittelbar achtsam „Vernommene“ die „gegenständliche Folie des Gedachten“ legt, welche den „Gehalt des Ganzen“ auch „deutlich“ macht.

Das „gegenseitige Vermitteln“ zwischen Gedachtem und Erkanntem ist für mich eine Frage der „Intelligenz“. Ich benenne daher dieses Vermitteln als „intelligent“.

Von diesem „Intelligenten“ unterscheide ich das „Intellektuelle“:

- als „intellektuell“ benenne das Geschäft jener, die Luftschlösser bauen, diese nur mit anderen Luftschlössern „vermitteln“, also „reiches Wissen“ sammeln, interpretieren, kombinieren, umbenennen und es erneut in die Luft schießen.

Für mein Denk-Modell ist es daher wichtig:

- eine „aus der Praxis geborene Intelligenz“ (eine aus dem Objekt geborene Intelligenz);
- von einer „intellektuellen Gedanken-Artistik“ zu unterscheiden.

Wenn man Texte liest, dann kann man oft sehr schnell erkennen, ob der Autor „intelligent“ oder „vorwiegend intellektuell“ ist.

So gibt es eben:

- ein „vorwiegend intelligentes Denken“;
- und ein „vorwiegend intellektuelles Denken“.

Auch hier kommt es nun wieder auf die Balance an.

XIV.

Ein Mensch, der sich als Subjekt nur „intellektuell bewusst ist“, statt „intelligent selber zu sein“, der wird sich bald „fern“ der Realität fühlen und hinsichtlich seiner eigenen Lebenspraxis bald „daneben stehen“.

Was aber nicht bedeutet, dass er in einer Gesellschaft, welche dem „Kult der Intellektualität“ huldigt, ohne Applaus bleibt.

Das „intelligente Bewusstwerden“ der „Einheit von Material und einem Selbst (als dem Erkennenden)“ geht aber dem „intelligenten Selbst-Bewusstwerden des Subjektes“ (dem dann das Objekt gegenüber „erscheint“) voraus.

Das „intelligente Sich-selbst-Bewusstwerden des Subjektes“ folgt wiederum dem „intelligenten Bewusstwerden des ihm gegenüber erscheinenden Objektes“:

- es scheint also nicht so zu sein, dass sich im „Sein“ das Subjekt sich selbst „intellektuell“ ein „Objekt“ gegenüberstellt;
- näher liegt vielmehr der Gedanke, dass sich aus dem Ganzen (aus dem Ganzen von Erkennendem und dem Objekt) vorerst ein Objekt „für den Erkennenden als Dasein“ herausstellt;⁷
- und dass erst dieses Objekt aus dem Seienden heraus ein „intelligentes Gegenüber“ als Subjekt entlässt.

Das „intelligente Subjekt“ ist dann gewissermaßen das, was übrig bleibt, und das dadurch Gefahr läuft, sich zu „isolieren“ und „intellektuell abzuheben“, was aber nicht zwingend ist!

XV.

Das „intelligente Denken“ kann, wie schon aufgezeigt, das „konkrete Sein“ wie eine transparente Folie überziehen, welche das „Seiende“ sogar erhellt. Nur dann, wenn sich das Denken „intellektuell überhebt“, dann macht das Seiende (als das Objekt) nicht mehr mit.

Dann flattern gehaltlose Folien, die sich bloß gegenseitig „beschatten“ (definieren) durch das „intellektuelle Bewusstsein“.

Das „intellektuelle Subjekt“ ist dann so etwas wie ein „verlorener Sohn“, dem der Rückweg zu den Tatsachen aber keineswegs abgeschnitten ist!

Die Heimat (das Ganze, das tatsächliche Objekt) blendet den verlorenen Sohn (das Subjekt, den Teil, bzw. ihr selbstbewusstes Glied) nicht aus!

Es verlangt von ihm auch nicht, dass es sich „auslöscht“!

Es geht daher:

- nicht um ein „auslöschendes Bekämpfen des Subjektes“;
- sondern um er Zurück-Finden zur Realität.

⁷ Was bereits VIKTOR VON WEIZSÄCKER deutlich aufgezeigt hat. Vgl. HORST TIWALD: *„Bewegen zum Selbst. Diesseits und Jenseits des Gestaltkreises.“* Hamburg 1997. Verlag ,edition lietzberg: ISBN 3-9804972-3-2. Zum kostenlosen Download von meiner Homepage: www.horst-tiwald.de im Ordner: „*Buch-Manuskripte*“.

Ob im Zurück-Finden das Objekt meiner Achtsamkeit nun mein tatsächliches Denken (und mag dieses auch noch so irren) oder mein eigener Körper ist, beides ist mir unmittelbar „nah“.

Man darf bloß nicht „nur“ das Denken beachten und dabei seinen Körper und die umgebende Welt verlieren.

Oft erscheine ich für Andere „geistesabwesend“, dies sowohl beim achtsamen Beschäftigen mit meinen Gedanken (als Objekt meiner Achtsamkeit), als auch beim achtsamen Beschäftigen mit anderen Tatsachen.

Dies geschieht eben deswegen, weil mir manches Objekt noch „eine Nummer zu groß ist“ und ich daher meine Achtsamkeit „eingrenzen“ und dadurch anderes „ausblenden“ muss. Eine „fokussierte und grenzenlose“ Achtsamkeit ist mir dann bei jenen Tatsachen eben noch nicht möglich.

Erst ein „mir angemessenes Objekt“ macht es meiner „Intelligenz“ möglich, den Blick zu weiten und in der „raum-zeitlichen Ferne“ verfließen zu lassen.

Gelingt mir dies, dann bin ich „geistesgegenwärtig-intelligent“, dann bin ich „in Form“.

Diese Befindlichkeit durfte ich sowohl im Sport, im Alltag, aber auch im Denken erleben.

Das Denken ist meiner Erfahrung nach dann kein Widersacher der Unmittelbarkeit, wenn der „Schuster bei seinem Leisten bleibt“, sich nicht überhebt, bzw. wenn er nicht gedanklich „überfüttert“ wird.

Das Denken ist ein unentbehrliches und brauchbares Werkzeug. Man sollte seine Werkzeuge, und damit auch sein Denken, pflegen, aber eben „nicht nur“ pflegen und dabei vergessen, die Werkzeuge auch „tatsächlich“ anzuwenden.

Wobei die Werkzeuge im „Begegnen in ihrer tatsächlichen Anwendung“ entstehen, sich dort verbessern aber auch abnutzen, so dass man im „Begegnen mit Objekten“ immer wieder neue Werkzeuge „entstehen lassen“ muss.

XVI.

Das „Selbsterfahren“ wäre in dieser Sichtweise ein „Selbsterkennen“. Als Erkennender ist man dabei „selbst“ im „Dasein“ „eins mit sich selbst“.

In diesem „intelligenten“ Bezug zum Objekt ist dann das „Ich“ (als eine „spezifische Qualität“) das unmittelbare „Objekt“ des Selbsterfahrens.

Im „Selbsterfahren“ ist in diesem „Einssein im Dasein“ aber:

- das „Selbst“ das erkennende, das widerspiegelnde „Subjekt“;
- während das „Ich“ dann als „spezifische Qualität“ das „Objekt“ wäre.

Im „Selbsterfahren“ erfährt man also kein „substantialisiertes Selbst“, sondern das „Selbst“ erfährt sich „selber“, wodurch ein „Ich“ als ein „Ganzes“ (als eine spezifische Qualität), d.h. als „Objekt“ erfahren wird und dann auch als „Gegenstand“ vom „Ich“ tätig gedacht und „selbst“ widergespiegelt werden kann. Dieses „Ich“ als mein gewahrtes Wesen (als Soheit) ist aber keineswegs fertig und unveränderlich. Es ist vielmehr unfertig und funktioniert im Wandel, es ist Funktion, es ist Bewegen.

„Selbsterkenntnis“ meint daher nicht, dass ein „Selbst“ als fertiges „Objekt“ erkannt wird, sondern dass man „selbst widerspiegelnd erkennt“ und nicht vom Wissen aus zweiter Hand lebt.

Die „Selbstreflexion“ wäre dagegen so etwas wie „Denken“. Hier steht dem „widerspiegelnden Selbst“ das tätige „Ich“ (als „Subjekt“ der tätigen Reflexion) auch als der gedachte „Gegenstand des Denkens“ (als Ergebnis der tätigen Reflexion) gegenüber.

Dieses „Ich“, das eigentlich nur ein „vom Ich gedachter Gegenstand“ ist, für sein tatsächliches „Selbst“ oder für ein „fertiges Ich“ zu halten, dies wäre im Sinne Buddhas der „Ich-Wahn“ als Folge der „Verblendung“.

Wir sollten also das „vorwiegend intelligente Selbsterfahren“ vom „vorwiegend intellektuellen Selbstreflektieren“ unterscheiden“:

- das „Selbsterfahren“ bezieht sich auf ein „im Dasein gegenwärtiges Objekt“; hier „ist“ das „individuelle aktuelle und unfertige Ich“ das „Objekt des Erkennens“;

- die „Selbstreflexion“ verarbeitet dagegen „denkend“ bereits „vergangene, bzw. erinnerte Gegenstände“ (fertige Ich-Bilder); die „Selbstreflexion“ biegt sich zeitlich zurück auf bereits gedachtes Erfahrungsmaterial als den „Gegenständen“ des Denkens.

Das „widerspiegelnde Subjekt“, sowohl des „vorwiegend intelligenten Selbsterfahrens“ als auch des „vorwiegend intellektuellen Selbstreflektierens“, ist aber immer das „Selbst“:

- im „Selbsterfahren“ ist das „Selbst als Subjekt“ eins mit sich selber als „Objekt“ (bzw. mit dem „Ich“ als konkretem Objekt), welches im Erfahren als „spezifische Qualität“ „einfach da ist“;
- in der denkenden „Selbstreflexion“ stehen dagegen dem „Selbst“ (dem widerspiegelnden Subjekt) „erinnerte Ich-Gegenstände“ gegenüber; diese „gegenständlichen Bilder“ türmen sich auf und gehen oft, einander bedingend, auch zugrunde.

XVII.

Das „Gewahrende“ bezeichne ich als „Selbst“. Daher ist für mich das Selbst nie ein „Gewahrtes“, also auch nie irgendwie eine „Innensicht“.

Das „Selbst“ betrachte ich als „Achtsamkeit“, als „untätigen Zeugen“, als „Widerspiegeln“.

Da das „Selbst“ für mich mein „gewahrendes Dasein“ ist, kann es eben keine „Innensicht“ sein, denn jede „Sicht“ wäre ein „Sosein“.

So einfach es ist, das „Selbst“ hinsichtlich des „Gewahrens“ zu benennen, so schwierig ist es, zu erklären, was das „Selbst“ hinsichtlich einer „Aktion“ (auch der Aktion des Denkens!) sein soll.

Da ich das Wort „Selbst“ für den „untätigen Zeugen“ genommen habe, kann ich mein unfertiges Aktions-Zentrum nicht mehr mit dem Wort „Selbst“ benennen.

Gibt es überhaupt ein „Aktions-Zentrum“?

Oder strebt bloß das Individuum nach einem solchen?

Und ist das, was man „vermutet“, dass als Wollender dahintersteht, bloß das „Resultat“, bzw. die „Resultierende eines Wechselwirkens von Gegebenheiten“ in und außer mir?

So sicher es im Selbsterfahren für mich ist, dass ich ein „Focus des widerspiegelnden Gewahrens“ bin, so unsicher ist für mich, dass ich auch ein „Focus der wechselwirkenden Aktion“ bin. Ich gewahre mich selbst zumindest nicht als jenen, der immer denkt was er will. Es denkt vielmehr in mir.

Ich gewahre meinen Willen auch weniger in dem, was ich mache, sondern eher in dem, was sich im Gewahren „zulässt“.

Das selbst-veränderte Machen gewahre ich dann mehr als eine „Begleitung es klareren Gewahrens“. So erscheint mir auch mein deutlicheres Denken als eine Folge des klareren Gewahrens, das sich auch durch das deutlichere Denken freischaufelt.

Das Verbessern meiner Achtsamkeit erscheint mir nicht als etwas willentliches Erzeugtes, sondern mehr als ein „weniger beengtes“, bzw. als ein „klarerer“ Gewahren, als ein „Mindern“. Diese verbesserte Klarsicht strebt wiederum nach einem Halt in der Realität.

Daraus schließe ich dann in meinem „Denk-Modell“, dass ein verändertes Tun erst der Prüfstand für das „Befreien meines Gewahrens“ ist.

Ohne diesen praktischen Prüfstand würde sich vermutlich alles „über mir zusammendenken“.

So gesehen ist dann zwar klar, was das „Objekt“ ist, aber weniger klar ist, was das „werdende Subjekt der Aktion“ eigentlich **wird**.

Als „gewahrendes Selbst“ **ist** das „Subjekt“ **da**. Als „agierendes Ich“ **wird** ein solches „Subjekt“ erst.

Es ist nie als ein „Fertiges“ zu fassen!

Dieses „Subjekt des Agierens“ ist eine „sinnvolle Utopie“, ein „wünschenswerter Traum“, der aber auch in „Selbstherrlichkeit“ umschlagen kann, wodurch sich das „Ich“ dann als „fertiges Subjekt“ vorkommt und auch so „aufspielt“.

Diese Utopie kann dann allerdings:

- im Selbsterkennen das „Objekt meines Erkennens“;
- oder in der „Selbstreflexion“ zum „Gegenstand meines reflektierenden Denkens“ werden.

Wenn ich nun meinen Begriff „Soheit“ hier gedanklich einbringe, dann gewahre ich, wenn überhaupt, dann **nicht das „Selbst“** als eine „Soheit“, **sondern ein „einigermaßen gewordenes Ich“** erscheint mir als „Soheit“. Dieses „Ich“ ist dann schon einigermaßen eine „spezifische Qualität,“ bzw. ein Ganzes geworden.

Wenn ich im „Selbsterkennen“ also „in mir“ eine „Soheit“ gewahre, dann ist in meinem Gewahren dieses Ganze mein „werdendes Ich“ als eine „noch nicht Ganzheit“, als eine „noch nicht Soheit“, die zwar auf dem „WEG“, aber eigentlich „nicht ist“.

Diese „vordergründige Soheit des werdenden Ich“ darf daher nicht mit dem „leeren und gestaltlosen Hintergrund dieser Soheit“, mit dem „widerspiegelnden Selbst“ verwechselt werden.

Der „Gehalt“ dieses Ganzen (des werdenden Ich) wären dann die unterschiedlichen Eigenschaften dieses „werdenden Ich“, welche sich dann als „dynamisches Muster“ zeigen, das immer mehr „Selbst-Ständigkeit“ bekommt. Welches immer mehr „auf einem klaren Selbst aufruht“, auf diesem „gegründet“ ist, und auf dieses hin auch „durchschaut“ werden kann.

In diesem „Durchschauen“ zum „Grund“ hin gewahrt man in dieser Gründlichkeit dann eine tiefe „Leere“ (eine „Leere an Form“ aber eine „Fülle von kraftvollem Dasein“).

Wenn nun im „Selbsterkennen (im „Wahrnehmen“) sich ein „bilanzierender Akt“ vollzieht, dann ist dieser „bilanzierende Akt“ aber keine Leistung des „widerspiegelnden Selbst“, sondern des „wechselwirkenden Ich“.

Eine Leistung des „Selbst“ ist bloß das „klare Gewahren dieser Bilanz“:

- das „Ich“ ist nie „Subjekt des Gewahren“, bestenfalls ist es ein „werdendes Subjekt“, welches das Wechselwirken immer besser zu seinen eigenen Gunsten gestalten, bzw. ausbalancieren kann;
- das „Selbst“ ist wiederum nie ein „Subjekt der Kontrolle“. Kontrolle ist Aktion und daher Geschäft des „werdenden Ich“. Aber ohne klares Gewahren gibt es keine Kontrolle. Das „Selbst“ denkt auch nicht. Es gewahrt bloß, was „sich im Ich zusammendenkt“ und was das Ich zunehmend in den Griff zu bekommen und zu bestimmen sucht.

So gesehen ist das „werdende Ich“ nur ein „vordergründiges Subjekt“. Das „gründliche Subjekt“ ist dagegen das „Selbst“, aber dieses tut nichts. Es reicht, dass es gewährend „dem Ich einen Spiegel vorhält“.

Das „Selbst“ ist, was immer wieder betont werden soll, keine „Soheit“ wie das „werdende Ich“, wenn dieses „Ich“ schon einigermaßen ein Ganzes geworden ist. Das „Selbst“ hat daher auch kein „Sosein“ als „Gehalt“.

Das „Selbst“ kann daher das „Ich“ nur „führen“, indem es dem Ich einen Spiegel vorhält. Die „Macht des Selbst“ ist die „Klarheit“ dessen, was aber das „Ich“ erst „deutlich“ machen muss.

Um im Wechselwirken mit der Welt "Deutlichkeit" zu erlangen, besitzt das "Ich" das "Denken" als sein "Werkzeug".

Es verhält sich aber auch hier wie bei anderen Werkzeugen, die sich gegen den Menschen wenden können, so dass der Mensch dann nicht mehr "agierendes Subjekt der Maschinen", sondern "als Sklave der Maschinen deren Objekt ist".

So macht es eben auch einen Unterschied, ob "der Mensch Kultur hat" oder ob "die Kultur den Menschen hat".

Das "Selbst" ist als das "Subjekt des Gewahrens" nie das "Subjekt des Denkens als Aktion" und auch nicht das "Subjekt des Handelns in der Praxis"!

Im "Wechselwirken" gibt es wiederum nur ein "werdendes vordergründiges Subjekt", das sich gerne mit fremden Federn schmückt, bzw. das meist wie eine Marionette von Anderem gezogen wird.

Das "Selbst" kann nie zum "agierenden Subjekt der Selbstreflexion" werden. „Agierendes Subjekt“ ist entweder das „Ich“ oder etwas Fremdes, das mächtiger ist. Der "untätige widerspiegelnde Zeuge dieses Geschehens" ist aber immer das "Selbst", egal ob das "Ich" dies wahrhaben möchte oder nicht.

Das "Selbst" "weiß" auch nie. Wissen ist das gegenständliche Material des Denkens. Das "Selbst" spiegelt dieses Wissen zwar wider, aber es produziert weder dieses Wissen, noch bewahrt es dieses Wissen auf. Das "Selbst" führt nicht, mahnt nicht, trägt nichts nach oder mit sich.

Das "Selbst" hält bloß den Spiegel vor. Die Schlüsse zieht wenn, dann das „Ich“. Nur das „Ich“ lässt Taten folgen, wenn es überhaupt schon einigermaßen ein Ganzes ist. Ohne ein "gründliches Selbst" kann aber kein „ganzes Ich“ werden. Ohne das "Selbst" wird das „werdende oder zerfallende Ich“ bloß im Nebel, bzw. in "fremd-montierten" Träumen herumgeschubst, und es meint dann bloß, dass es all dies, was da geschieht, auch wolle.

Ohne das "Selbst" gibt es keine "innere Führung", aber das "Selbst" führt nicht, es schaut bloß zu und spiegelt das wider, was der Fall ist.

Das "Selbst" ist weder "gut" noch "schlecht", es "ist". Alles Gute muss man im „Ich“ und in der „Welt“ suchen.

XIV.

Im praktischen Tun wird das „Ich“ ganz konkret. Weil das Ich im Tun ganz real wird, kann es als etwas „Konkretes“ sowohl „Objekt“ meiner unmittelbaren Freude und meines unmittelbaren Erkennens sein, als auch „Gegenstand meines Denkens“ werden.

Das "Ich" ist vorerst "Objekt" meines Erkennens und nur deswegen, weil es "ganz real wird", kann es dann auch "Gegenstand" meines Denkens werden. Dass ich mich im Denken über mein Ich täuschen kann, bzw. dass das Ich sich über sich selbst täuschen kann, das ist eine ganz andere Frage. Der Täuschung liegt sicher kein "entsprechendes Objekt" zu Grunde, aber es ist immer ein "Objekt" da, in Relation zu dem man sich eben täuschen kann.

Nicht das "Denken" bringt daher das "Ich" zur Welt, sondern das "denkende Ich" kann sich des bereits zur Welt gebrachten "Ich" (d.h. dem im "erkennenden Eins-Sein" als Objekt bereits erkannten Ich) auch als "Gegenstand" (des Denkens) "bemächtigen". "*Be-mächtigen*" sage ich deshalb, weil das vom "Ich" bewirkte Denken "rückwirkend" auch das "Ich" sehr wohl "vergewaltigen" kann.

Das "Ich" hat nämlich einen "ganz makaber privilegierten Standpunkt", von dem aus das "Ich" eine "Freiheit zum Selbstmord", und geschehe dieser bloß "auf Raten" oder als "Welt-Vernichtung", zu "verantworten" hat.

Im Erleben (Erkennen) unterscheide ich, wie schon erwähnt, drei Aspekte:

- den des Da-Seins, dem ich dem "Selbst" zuordne.
- Den Aspekt des So-Seins, dem ich das Bewusstsein und das Denken zuordne. Das So-Sein sagt, was etwas als "eigene Qualität" für sich "enthält". Zum So-Sein gehört das "Empfinden".

- Und dann unterscheide ich das Wert-Sein. Dieses sagt, was und in welcher Art ich mit Anderem "verknüpft" bin. Das Wert-Sein sagt mir, dass es auch anderes gibt, das mich bedroht, mir nützt oder mir egal ist, bzw. es sagt mir das Wert-Sein, was "Ich" für Andere bedeute, wie ich brauchbar oder schädlich oder neutral bin. Das "Wert-Sein" zeigt sich in dem "mit der Welt verknüpfenden Fühlen"

In meinem Selbstbeachten unterscheide ich die Befindlichkeit des „Isoliert-Seins“ von jener des „Gefangen-Seins“:

- das Isoliert-Sein ist für mich eine Einigelung, die nicht Resultat eines äußeren Druckes, sondern vorwiegend eines einer inneren Enge ist;
- im Gefangensein dominiert dagegen der äußere Druck, der mein Weiten verhindert.

Das Gefangen-Sein bedarf immer eines „aktuell Anderen“. Das Isoliert-Sein ist dagegen (mehr oder weniger) etwas sich selbst Einigelndes, etwas „Sichselbst-Empfindendes“, bzw. sich selbst Bespiegelndes.

Im Isoliert-Sein dominiert im Erleben also der Aspekt des Soseins, während das Gefangensein das Wertseins prägt, es dominieren Gefühle. Es handelt sich mehr um *ein "bedroht-Sein"* durch etwas Anderes. Es steht nicht das Isoliert-Sein im Vordergrund. Denn das Isoliert-Sein als "für sich sein" tendiert eher dazu, sich als Selbstbild (als Sosein) zu genügen bzw. aufzuschaukeln. Während das Gefangensein mehr auf ein Wert-Sein, d.h. auf eine Bedrohung oder Beengung durch Anderes hinweist.

Das Dasein *"verbindet"* mich mit Allem. Das "Sosein des Ich" ist dagegen als "Empfindung" eine Art selbstherrliche Selbstbespiegelung, während das "Wertsein des Ich" wiederum als "Fühlen" eine Art leidendes oder sich freuendes "Verknüpft-Sein mit der Welt", zumindest mit etwas Anderem zeigt.

Das verbindende Eins-Sein ist ein Aspekt des Daseins, meiner widerspiegelnden Achtsamkeit. Die Gefühle dagegen "verbinden" nicht, sondern sie "bewerten" das "Verknüpft-Sein mit Anderem", letztlich mit der "soseienden Welt". Dieses "wechselwirkende Verknüpft-Sein" ist eben der "Gegensatz" von "werdendem Ich" als "Subjekt des objektiven Agierens" und den "Objek-

ten dieses Agierens". Dieses Verknüpft-Sein ist aber auch das Umgekehrte des Agierens, wenn ich nämlich als "eingesperrter Spielball" zum "Objekt fremder Subjekte" werde. In diesem Wechselwirken "toben" sich im Dasein die "Gefühle" aus. Die Gefühle der Bedrohung, aber auch der Freude, setzen das Denken in Bewegung. Was mich als Gefühl "nicht berührt", das "bewegt mich nicht", "darüber mache ich mir auch keine Gedanken".

Nur Gefühle verändern das Denken und halten es auch in Gang. Sie bewegen mein "Ich". Vom "Ich" her gesehen ist dann alles "vorerst" relativ bewegt. Das "Ich" "kommt sich dann vor" wie das ruhende Zentrum der Welt.

Dies tut es aber nur vorerst, bis es selbst zum "Objekt" des "Erkennens" wird und man gewahrt, das sich zwar alles relativ zum "Flugzeug Ich" bewegt, aber dass das "Ich" selbst ein von "Anderen und **auch von seinen eigenen Taten** rückwirkend bewegtes Flugzeug" ist.

Wenn das "bewegte Ich" selbst zum Objekt des eigenen Erkennens geworden ist, dann gewahrt man "selbst", dass die Achtsamkeit als "Zentrum des Gewahrens" nicht an das "Ich als Aktionszentrum" gebunden ist, sondern als "Selbst" jeden externen Beobachtungspunkt einnehmen kann.

So unterscheide ich die "Körper-Mitte" als Zentrum des "agierenden Ich" von der "Leibes-Mitte" als frei bewegliches Zentrum meiner Achtsamkeit, das sich auch außerhalb des räumlichen Körpers und außerhalb des zeitlichen Jetzt fokussieren kann.

XV.

Jeder Dialog steuert immer wieder springenden Punkten zu. Aus meiner Sicht zeigt sich der derzeitige springende Punkt dieses Dialoges in der Frage danach, ob das Gute eine Folge des dualistischen Denkens oder eine objektive Orientierung ist.

Wenn eine Pflanze dem Licht entgegen wächst, dann ist diese Richtung für die Pflanze "gut". Sie ist gut, weil das Licht für die Pflanze "in Maßen" gut ist. Was außerhalb dieser Maße ist, lässt die Pflanze nicht gedeihen oder bringt sie um. Für die Pflanze existiert daher

ganz real ein "Wert-Sein", welches bestimmt, in welche Richtung sie sich "bewegt". Dieses "Wert-Sein" bestimmt dann im "Dasein" das "So-Sein ihres Bewegens", d.h. ihres Wachses.

Je komplexer ein Lebewesen, umso vielfältiger sind die "Werte", die es zu erfüllen gilt, "in deren Maßen" eine "Balance" gefunden werden muss. Das Leben sammelt daher "Erfahrungen", um rechtzeitig, bzw. schon vorzeitig auf das Kommende "hinwachsen" zu können.

Die Erfahrungen sind Anhaltspunkte, sie sind "So-Sein", die auf ein "Wert-Sein" verweisen. Was sich im Wechselwirken mit der Umwelt "bewährt", das wird als Sosein fest verankert und bei gegebenem Anzeichen aktualisiert.

Der Mensch kann dieses Geschehen in sich und außer sich gewahren. Seine gesammelte Erfahrung nutzt er, um ein "internes Modell" der von ihm erfahrenen Wirklichkeit aufzubauen.

In diesem internen Modell realisiert er ein "Probe-Handeln", das er als "Denken" benennt.

Dieses Probe-Handeln kann nun für ihn zum "Plan für sein tatsächliches Handeln" werden. Er kann aber auch "seine Erfahrungen anderen Menschen mitteilen" und jenen eigene Erfahrungen ersparen. Zu diesem Zwecke handelt er dann "sprechend".

Auf diese Weise entsteht dann aus dem "probehandelnden Denken" das "Sprechen" und die "Sprache", die wiederum rückwirkend das gedankliche Probehandeln erleichtert, bzw. durch Superzeichen-Bildung auch verkürzen kann.

Das Denken ist als inneres Probehandeln dem tatsächlichen praktischen Handeln sehr ähnlich. Es ist genau so wenig linear, wie das praktische Handeln linear ist. Linear erscheint bloß die Spur des sich in der Zeit als Bewegung vollziehende praktischen Tuns. Diese Spur alleine macht aber noch nicht das Handeln aus. Genau so wenig, wie das Protokoll der sezierenden Analyse als Linearität das Denken ausmacht.

Denken ist eine "Einheit von Analyse und Synthese", wie das praktische Handeln auch eine "Einheit von Wahrnehmen (plus denkendem Probehandeln) und praktischem Bewegen" ist.

Gewahren und Bewegen bilden nicht nur eine Einheit, sondern sind durch Rückkoppelungen miteinander in Wechselwirkung. Im Gewahren dominiert das "räumliche Nebeneinander", während im Bewegen das "zeitliche Nacheinander" dominiert. Die "Linearität des Denkens" bezieht sich daher nur einseitig auf das "zeitliche Nacheinander" und blendet das "räumliche Nebeneinander" des inneren Probehandelns aus, welches insbesondere in der gedanklichen Synthese zum Tragen kommt.

Das Denken ist nicht nur Skalpell, sondern auch Wunden "schließendes" Pflaster!

Das "Gute" entspringt also nicht dem Probehandeln, sondern dem "Wert-Sein der konkreten Erfahrung".

Im Denken wird das "an ein Sosein geheftete Wertsein" bloß mit dem Sosein "schlüssig" herumgeschoben.

Dabei kann aber dieses Probehandeln auch so realitätsfern-blass sein, dass es das Ich, mangels eines "intensiven Daseins des Gedankens", keineswegs überzeugen kann. Dann zählen eben "erlebensintensiv eingebrannte Gewohnheiten" und sich über lange Zeiträume der Evolution "bewährte" Erfahrungen mehr als jedes blasse Hirngespinnst, dem es zwar nicht an "wahrem Sosein und Wertsein", wohl aber an "evidenten Dasein im Erleben" mangelt. So bleibt es dann eben bestenfalls bei "guten Vorsätzen".

Das Problem liegt aber oft auch darin, dass bloß gedacht, aber nicht "zuende gedacht" wird. Erst das Zu-Ende-Denken kommt im Erleben am Dasein nicht mehr vorbei.

Wenn man allerdings zu viele fremde Erfahrungen in sein eigenes inneres Probehandeln einbringt, dann ist es schwer, im Denken ein "evidentes Dasein" zu gewinnen. Man weiß dann zwar, was der Meinung nach als "lineares Denken" definiert und benannt wird, aber man kann dieses Benannte in sei-

nem Kopf nicht unmittelbar entdecken, obwohl es doch angeblich ständig dort vorbeihuschen soll.

In meiner Jugend hatte ich viel über indische Philosophie gelesen. Dabei hatte ich eine Fülle von Namen kennen gelernt, mit welchen das geistige Geschehen beschrieben wurde. Mit diesen Namen konnte ich auch umgehen, ich konnte sie so gebrauchen, dass sie für mich und andere einen Sinn vermittelten.

Dann habe ein Buch⁸ von ANAGARIKA GOVINDA gelesen.

Nun wurde mir klar, dass ich vorher nur denkend Wörter hin und her geschoben habe. Ich begann nun die gemeinten Sachverhalte selbst in mir zu entdecken. Was ich dabei fand, das behielt ich, was ich nicht fand, das plapperte ich dann auch nicht mehr nach. Heute habe ich die meisten Fachausdrücke vergessen, da ich dem Gefundenen Namen meiner Muttersprache gab. Damit kam und komme ich gut zurecht.

Das denkende Probehandeln habe ich daher auch bald von der Sprache unterschiedenen, mit der ich meine Erfahrungen und das gedanklich Verarbeitete mitteile. Ebenfalls vom Denken unterscheiden musste ich bald die Bilder, mit denen ich das Gedachte festhalten wollte. Ich begann mit Zeichnungen, die immer verwirrter wurden und Dimensionen benötigten, die das zweidimensionale Papier nicht hergab. Die Mühe, das Gedachte wie eine Telefonkritzelei festzuhalten, ist aber etwas anderes als das Denken selbst.

In gedanklichen Telefonkritzeleien wird ein Prozess eingefroren, er wird zum Zustand. Wenn man dann denkend Zustände, die sich durch Positionswechsel des Betrachtens ergeben, vergleicht, dann vergleicht man aber nur Konserven.

Man kann aber auch das zeitliche Positionswechseln selbst als räumlichen Zustand gefrieren, der einem dann wie eine Melodie erscheint, in welcher die

⁸ LAMA ANAGARIKA GOVINDA [ERNST LOTHAR HOFFMANN]: *"Die psychologische Haltung der frühbuddhistischen Philosophie - und ihre systematische Darstellung nach der Tradition des Abhidhamma"* (R. LÖWIT , Wiesbaden o. J. , das Vorwort stammt aus dem Jahr 1961)

Aufeinanderfolge der Töne in einer "räumlich überblickbaren Gleichzeitigkeit" erscheinen.

Denken ist also auch eine "mehrdimensionale Beweglichkeit des Positionswechsels des Betrachtens". Die Achtsamkeit ist das Beweglichste überhaupt. Sie kann sich überall fokussieren und ist nicht einmal gezwungen, dies zeitlich nacheinander zu tun.

Als Nacheinander betrachtet, erscheint sie allerdings als ein Pulsieren. Wobei nun als "Selbst" betrachtet, die Achtsamkeit als "widerspiegelnde Allgegenwart" erscheint, während sie als "Ich" betrachtet ein "pulsierendes Geschehen eines ständigen Fokussierens" (bzw. von Anderem fokussiert werden) erscheint. Es ist das Wertsein, welches das Fasziniert-Werden, das eigene Suchen, Unterscheiden und Fragen und letztlich das Handeln veranlasst.

Im Probehandeln bekommt das "Ich" dieses Geschehen zunehmend in den Blick und kann dann Strategien entwickeln, jenes zu fördern, was ihm "seiner Erfahrung nach" auch "gut tut".

Wenn nun das "Skalpell des Denkens" dazu führt, dass "alles fast augenblicklich auseinander fällt", dann ist daran nicht das Denken schuld, sondern die Realitätsferne. Wenn das "Du" verloren geht, dann vertragen sich das "Denken" und das "Es" wie Feuer und Wasser.

Es ist eben ein Irrtum, der einem glauben macht, dass man sich vorerst von den gegebenen Tatsachen distanzieren und dann denken müsse, um etwas besser zu machen. Dies wirkt nämlich wie ein Widerhaken im Maul des ziehenden Fisches.

Erfolgreicher wäre es, die Sache, wenn möglich, näher zu betrachten, mit ihr im Dialog eins zu werden, und aus dieser Nähe dann das eigene selbständige Denken herauszuziehen. Hier wird dann durch das Denken einerseits Distanz des Beachtens gewonnenen, andererseits dringt man auch in die Sache tiefer ein und wird trotz der Distanz des Beachtens mit ihr mehr eins.

Es mangelt uns vermutlich nicht an der Fähigkeit des Denkens und auch nicht an der Fähigkeit, eine Meta-Position einzunehmen. Wir sind bloß verschreckt und haben "Berührungsängste mit den Tatsachen", was wohl auch

damit zusammenhängt, dass das religiöse "Schuld-Thema", das uns unser Handeln "wohlüberlegt sein lassen will", in unserer Kultur zu lange Zeit als Machtinstrument missbraucht wurde.

XVI.

Ich möchte nun als gedankliche Rückschau für mich zur Sprache bringen, wie ich mit den Wörtern „Ich“ und „Selbst“ sprachlich umgehe. Mir kommen folgende Sätze sinnvoll vor:

„Das Ich ist immer das Selbe, aber nie das Gleiche.

Das Ich ist immer nur ein Ähnliches.

Das „Ähnliche des Ich“ erscheint im Leben als das „gemeinsam Gleiche“, als das Typische.

In ähnlichen Dingen erscheint dagegen das „selbe Gleiche“. Dieses ist ein „träges selbst-ständig Gleiches“ als ein „selbst-ständig Ähnliches“.

Jedes Ding hat sein eigenes Selbst.

Das Ich ist Bewegung.

Das „Selbst“ ist das „Identische des Bewegens“.

Das „Ich“ ist dagegen das „werdende Verändern“.

Bewegen ist die „widersprüchliche Einheit von ‚Identität‘ und ‚Verändern‘ (Werden)“.

Bewegen ist als Werden die „zeitliche Ähnlichkeit“ einer „spezifischen Qualität“ (eines „trägen selbst-ständig Gleichen“, einer „Soheit“).

Gleiche Dinge sind sich immer nur ähnlich.

Sie „orten“ ihre „räumliche Ähnlichkeit“ nebeneinander um ein „träges Zentrum“, welches sie objektiv als „ähnlich“ erzeugt und innerhalb einer Klasse „gleich“ wirken und als „gleich“ erscheinen lässt.

Das „träge Gleiche der Klasse“ ist dann das allen Dingen dieser Klasse „gemeinsame scheinbar Gleiche“, das sie einander ähnlich macht und in Hinblick auf die Klasse gleich „wirken“ und erscheinen lässt.

Das „scheinbar Gleiche der Klasse“ ist dann allen Dingen dieser Klasse „gemeinsam“.

Es ist das allen Exemplaren „Gemeine“.

Es ist für die Klasse von Dingen das sie ähnlich machende und „ähnlich wirken“ lassende „konkret Allgemeine“.

Alle ähnlichen und unähnlichen Dinge haben jeweils ein eigenes Selbst.

Sie haben daher eine auf einem Selbst „träge aufruhende Ähnlichkeit“.

Sie haben eine „selbst-ständige träge Gleichheit“, die sich „selbst“ als Ähnlichkeit bewegen kann.

So sind sich alle „Ich“ hinsichtlich der „Klasse Menschheit“ sowohl nebeneinander im Raume einander „räumlich ähnlich“, als in ihrem eigenen „zeitlichen Werden“ auch „selbst-ständig“ sich selbst ähnlich. Sie bleiben sich trotz ihres Änderns in ihrem Ändern auch in gewisser Hinsicht „treu“, bzw. hinsichtlich ihrer „spezifischen Qualität“ (ihrer werdenden Soheit) „scheinbar gleich“.

Das Ich ist als Bewegen daher einerseits zeitlich „selbst-ständiges Verändern“ und räumlich „spezifisches Unterscheiden“ von anderen Individuen.

Das Ich ist aber als Bewegen andererseits auch hinsichtlich seines Selbst „unwandelbare Identität“ und hinsichtlich seiner „spezifischen Qualität“ eine „träge und werdende Gleichheit“, die sich selbst „treu zu bleiben, bzw. zu werden“ versucht.

Das Problem des Selbsterfahrens besteht nun darin, die „formlose Identität des Selbst als Identität“ nicht mit der „Trägheit der werdenden spezifischen Qualität als Soheit“ (als Halt gebender scheinbarer Ruhe der Individualität) zu verwechseln, bzw. das eine gegen das andere auszuspielen.

Ein Ich als „spezifische Qualität“ (Soheit) zu werden ist genau so wichtig, wie Selbst (als kraftvolle Fülle, bzw. Form-Leere) zu bleiben.

Man kann weder Selbst bleiben, ohne als Ich Soheit zu werden, noch kann man Soheit werden, ohne Selbst zu bleiben.“

XVII.

Mir wird nun besonders deutlich, wie schwierig es ist, das "Selbst" zu erklären, ohne Missverständnisse nahe zu legen.

Das "Ich" misst sich nämlich am "Sosein". Es ist ein "So" im Unterschied zum "Anders". Das Ich kann vom „Selbst“ daher eigentlich gar nicht unterschieden werden, da das Selbst kein So hat!

Wenn ich vom Selbst "spreche", dann muss ich es daher auf die Ebene des Soseins ziehen, obwohl ich es als bloßes Dasein bestimme. Ich muss also

das "Dasein" vom "Sosein" irgendwie "unterscheiden", obwohl das Dasein keine "Merk-Male" hat, nach denen es so oder anders sein könnte.

Das Dasein kann ich eben gar nicht vom Sosein unterscheiden. Kein Dasein ohne Sosein und kein Sosein ohne Dasein. Die Frage ist bloß, "wo" das jeweilige Sosein sein Dasein hat. Hat es sein Dasein als äußere Realität, als Bewusstsein, als Symbol, als Spur usw.

Jedes Sosein ist nur deswegen Sosein, weil es ein „inertes Zentrum“ hat, das sich von anderen inerten Zentren unterscheidet. Unterscheide ich in einer „Soheit“, so suche ich in ihr das „Netzwerk der formgebenden inerten Zentren“ auf, welche dann im Bewusstsein den **Gehalt** , d.h. das „Sosein der Soheit“ figurieren.

Wenn ich nun „Ruhe“ vom „Bewegen“ unterscheide, dann stehe ich vor dem gleichen Problem, wie wenn ich das „Selbst“ vom „Ich“ unterscheide. So wie ich das Ich nur von anderen Ich unterscheiden kann, so kann ich jedes Bewegen nur von einem anderen Bewegen unterscheiden.

Der Gegensatz zum Bewegen ist daher nicht die Ruhe, sondern ein anderes Bewegen, zu dem es relativ ist!

So, wie ich das „Ich“ eigentlich nicht vom „Selbst“, das Sosein nicht vom Dasein "**unterscheiden**" kann, so kann ich auch die Ruhe nicht vom Bewegen "unterscheiden", obwohl ich dies sprachlich mache, was dann zwangsläufig zu Missverständnissen führen muss.

Die Ruhe ist als "Identität" **im** Bewegen (**im** Verändern) und **verbindet** als "Dasein" das "so-seiende" bzw. "anders-werdende" Bewegen.

Die "Ruhe" ist daher gar nicht der Gegensatz zum Bewegen, wie auch das *Taiji* nicht der Gegensatz zu *Yin-Yang* ist. Nur *Yin* und *Yang* bilden als So und Anders den Gegensatz. Das *Taiji* **erfüllt** und **verbindet** *Yin* und *Yang*.

Ein Bewegen ist immer nur relativ zu einem anderen Bewegen, so wie *Yin* immer relativ zu einem *Yang* ist. Erst das **Festsetzen** einer der Positionen zu einem "scheinbaren, aber eigentlich nur trägen Zustand" schafft eine

"scheinbare Ruhe", zu der sich dann Anderes **relativ** verhalten, also bewegen kann.

Relativ zum „Selbst“ kann daher gar nichts sein. Deswegen kann das „Selbst“ weder ein **Zustand**, noch ein Fixstern sein, **noch sich zu anderen fiktiven Fixsternen verhalten.** Das Selbst ist ein Daseins-Feld, ein **Ruhe-Feld** .

Deswegen ist auch ein Ganzes nie ein geschlossenes System. Wenn also von einem „Ganzen“ oder von dem „Einen“ oder von einer „Einheit“ gesprochen wird, dann ist dieses Gemeinte nur ein „zentriertes Daseins-Feld“ und keine „definierte“, d.h. **keine begrenzte geschlossene Gestalt.**

Bezugspunkt für ein Bewegen kann daher immer nur ein Bewegbares sein, das zur scheinbaren Ruhe gesetzt wurde, d.h. träge gemacht wurde. Und ein Ganzes oder eine Einheit ist nie ein geschlossenes System, sondern nur ein „zentriertes träges Feld“.

Das „Gewahren“ ist als „Meta-Position der Achtsamkeit“ daher nur ein **widerspiegelndes Dasein**, das ein „Meta-Feld“ für ein „Meta-Denken“ aufzieht.

XVIII.

Zum Schluss noch eine Anmerkung zur der Ansicht:

- dass erst das subjektive Denken die Welt strukturiere;
- und dass die Dinge selbst voneinander ungeschieden seien.

Die sich dem „Erkennen“ zeigenden Dinge sind zwar nicht durch „Grenzen“ voneinander absolut getrennt.

Die „Objekte“ halten sich eben nicht durch „Grenzen“ zusammen, sondern durch ihre „Zentren“, die aber sehr wohl „voneinander unterschieden“ sind.

Die „Gegenstände des Denkens“ haben wiederum keine Zentren, sondern bekommen ihren Halt von ihren sie „definierenden Grenzen“.

Deswegen ist es zwar richtig:

- dass die „Objekte“ selbst nicht durch „Grenzen“ voneinander „getrennt“ sind;
- es wäre aber falsch zu behaupten, dass das „definierende Denken“ erst Struktur in die Objekte bringe.

Die Objekte brauchen keine Grenzen, die sie zusammenhalten, denn sie haben „kräftige“ Zentren, die sie „zentrieren und organisieren“, und die sich ähnlich wie Wirbelstürme „verlaufen“.